

Das Marterle

Buol, Maria von
Köln a. Rh., [ca. 1900]



5

Mit gespannter Aufmerksamkeit war Winfried der Erzählung des Alten gefolgt. Die tiefe Tragik, die aus den schlichten Worten des Villpeder sprach, hatte ihn ergriffen und nicht minder der kindliche Glaube des vielgeprüften Mannes. Winfried fand es sehr schön, wenn ein Mann aus dem Volke so recht von Herzen gläubig war: einem solchen mußte ja die Religion alles ersetzen: Bildung, Kunst, Wissenschaft und Lebensgenuss.

Während die beiden immer weiter in das Thal eindringen, zeigte der Bauer seinem Begleiter all' jene Stätten, die ihm so denkwürdig geworden waren; zuerst die Föhre, deren knorrige Wurzeln sich nach der Leiche des guten Anderle ausgestreckt hatten; dann

den Planerbach, dessen Opfer der arme Anderle geworden, ein sanftes Wässerlein, das zwischen Gras und Blumen vom Berghange niederrieselte und dessen Bett ein kleines Kind gefahrlos durchwatet hätte; und als sie zu den wenigen Häusern gelangten, die, um die Kirche geschart, den Kern der durch Berg und Thal zerstreuten Gemeinde bildeten, mußte Winfried für einige Augenblicke den Kirchhof besuchen, wo die beiden Brüder, welche in einer Nacht hingerafft worden, Seite an Seite in der geweihten Erde schlummerten. Dann ging's bergauf im sanften Strahl der Abendsonne, und endlich streckte der Villpeder seine hagere braune Hand aus, zeigte seinem Gefährten einen Bauernhof oben am Saume eines Nadelholzwaldes und sagte: „So, da sind wir jetzt!“

Schmunzelnd fügte er bei: „Meine Alte wird sich treuen, daß ich ihr einen Maler mitbringe!“

Winfried freute sich auch auf „die Alte“. Er fühlte, daß ihr Gatte sie getreu geschildert habe, und sie interessirte ihn, dieses scheinbar nüchterne Weib mit ihrem heftigen

Aufflammen plötzlicher Empfindungen — sie, die vor Freude weinen konnte beim ersten Lächeln ihres Kindes und dann wieder mit unerschütterlicher Ruhe ihrem sterbenden Sohne die Sünden seines vergeudeteten Lebens ins Gedächtnis rief. Er stellte sich eine würdevolle Greisin vor, mit edeln Zügen und feurigem Blicke, die Stirne von schneeweißen Haaren gekrönt, das lebendige Gegenstück zur schönen Gestalt des Villpeder.

Das Wohnhaus sah freundlich und malerisch aus mit seinem Dache von Schindeln und den Holzwänden, die das obere Stockwerk bildeten. In diese Holzwände waren nebst verschiedenen Fensterchen allerlei Zieraten eingeschnitten, Herzen und Kreuze und Sterne, und in der Mitte der Name Jesu. Das Erdgeschoß war von Stein, aber aufgeschichtetes Brennholz umgab dasselbe mit einer fußdicken Mauer, so daß die weißgetünchten Wände nur an wenigen Stellen hervorschimmerten. Links erhob sich ein ziemlich ansehnliches Gebäude, das ohne Zweifel den Heustock und den Stall enthielt, und auf der rechten Seite des Hauses, etwas näher am Walde,

stand ein Kapellchen mit hohem Giebeldache, auf dem ein kleines hölzernes Türmchen saß. Rings um das Haus her war kein ebenes Plätzchen, nur steil abfallende Wiesenhänge. In einer kleinen Mulde, die dicht mit Alpenrosensträuchern bewachsen war, befand sich der Brunnen, ein ausgehöhlter Baumstamm, dem eine mit Gras und Blumen überwucherte Holzrinne das Wasser zuführte.

Eben löschten einige braun und weiß gefleckte Kühe ihren Durst an diesem primitiven Wasserbehälter, während ein brauner Knabe ihnen dazu ein Liedchen piff; und herab über den blumigen Wiesenhang kam ein kleines blondes Mädchen gesprungen, um eine blankte Kanne am Brunnen zu füllen.

„Liese!e!“ rief ihr der Villpeder entgegen.

Sie stellte die Kanne beiseite, und einen Freudenschrei ausstossend, flog sie in die Arme des alten Mannes.

„Ja, mir scheint, dir ist Zeit lang um den Näh gewesen,“ sagte der Villpeder, sie beim Kinn fassend. „Wie lebt denn die Nahd!“

Gleichsam als Antwort auf diese Frage erschien jetzt ein kleines, hageres Figürchen

unter der Hausthüre. Nur der weite, faltenreiche Rock, der „Wiffling“, verlieh ihr ein wenig Ansehen, und man hätte sich wundern mögen, daß dies winzige Weiblein ein so schweres Kleidungsstück zu tragen vermöge. Ihre Hände beschäftigten sich mit einem mehrfach umgestülpten Strickstrumpf von ungebleichtem Garn.

Nun waren die beiden Ankömmlinge so nahe, daß Winfried die Alte mustern konnte. Seiner idealen Vorstellung entsprach sie keineswegs. Ihr Haar war zwar von den Jahren gebleicht, aber nicht so völlig, daß es nicht die Spuren der einstigen Farbe, eines feurigen Rot, beibehalten hätte. Die rötlichen Wimpern gaben dem Auge einen scharfen Blick, das ganze Gesicht war von winzigen Runzeln kreuz und quer durchfurcht, und um den zahnlosen Mund lag ein herber Zug. „Sie ist ein sauberes Weib gewesen,“ hatte vorhin der Alte gesagt. Vielleicht war sie einst wirklich schön gewesen, diese verkümmerte Gestalt, vielleicht auch lag ihre Schönheit nur in der naiven Vorstellung ihres Liebhabers. Wie dem auch sei, es war

noch immer eines Liebhabers Blick, der sich unter den buschigen Brauen des Villpeder hervor auf die Villpederin richtete, und als sie seinen Blick erwiderte, flog es wie Sonnenschein über sein edles, männliches Antlitz.

Doch das Auge der Alten schweifte gar schnell vom heimkehrenden Gatten zum fremden Gaste hinüber. „Wen bringst denn da, Jennewein?“ fragte sie mit schriller Stimme.

„Einen Maler für's Marterle,“ versetzte er triumphierend.

Ihr Gesicht erheiterte sich, und sie wandte sich dem neuen Ankömmling zu mit der kurzen Frage: „Wo bist denn her?“

Winfried suchte es ihr begreiflich zu machen, was ihm rascher gelang, als er gehofft hatte.

„So, jetzt wirst aber etwas zum essen haben wollen?“ sagte sie. „Angetragen hab' ich freilich nicht für dich, aber langen wird's wohl etwa doch.“

„Hat der Kassel schon geläutet?“ wandte sich jetzt der Villpeder an sein Weib, und

als sie diese Frage verneinte, entgegnete er mit befriedigtem Lächeln: „Sieh', da komm' ich ja noch zurecht!“ und verschwand in der Kapelle.

„Er will immer selber betläuten,“ erklärte die Alte ihrem Gaste, dessen Blicke dem Villpeder folgten.

„Ach, ihr läutet hier abends?“ bemerkte Winfried, der sich erinnerte, dafs just vor sieben Stunden die Brixener Glocken die schwüle Ruhe des Mittags unterbrochen hatten.

Die alte Bäuerin fafste ihren Besucher scharf ins Auge. „Freilich, auf den Abend läuten wir, und um Mittagszeit auch, und in der Früh auch. Wird etwa nicht zu viel sein für einen katholischen Christen?“

Ein leises Kichern lenkte Winfrieds Aufmerksamkeit auf klein Liesele, die in ihr Schürzchen bifs, um eine geräuschvollere Heiterkeit zu unterdrücken. Doch im selben Augenblicke erzitterte das Glöcklein im hölzernen Türmchen, und ein Klaps von der Hand der „Nahdl“ mahnte das kichernde Kind an die Erfüllung seiner Christenpflicht.

Diesmal rifs Winfried schleunigst den Hut vom Kopfe. Er hatte Respekt vor der Villpederin.

Diese hiefs ihn in die Stube treten. Es war ein ziemlich grofser, doch niedriger Raum; die Wände bedeckte schönes eichenes Getäfel, dessen Wert die Bewohner wohl nicht ahnten, denn bunte Heiligenbilder hingen daran, an grofsen Nägeln befestigt. Das Kruzifix in der Zimmerecke fehlte natürlich auch nicht, und auf einer blaulackirten, mit roten Rosen bemalten Kommode ruhte in gläsernem Schrein ein weifsgekleidetes Jesuskindlein aus Wachs mit roten Wänglein und natürlichen Haaren. Zu beiden Seiten dieses Glaskästchens war die Familien-Bibliothek aufgestellt, deren Inhalt den neuerungssüchtigen Michel so wenig befriedigt hatte. Zwischen den zwei Fenstern, die klein und niedrig und überdies so mit Blumenstöcken besetzt waren, dafs nur wenig von der bereits abnehmenden Tageshelle ins Zimmer drang, lief eine Bank hin, und davor stand ein grofser rechteckiger Tisch, auf dem in regelmäfsigen Zwischenräumen sechs beinerne Löffel und sechs Stück Schwarzbrot

lagen. Das nannte man am Villpeder-Hofe den Tisch decken.

Es fehlte nur noch die Hauptsache, und auch die liefs nicht lange warten: denn bald erschien ein großes, blühendes Mädchen und stellte eine Pfanne von ungeheurem Durchmesser mitten auf den Tisch. Nun kam auch der alte Bauer und gleich nachher die beiden Knechte, der stämmige Kassian und der schmale Hiesl, und alles stand mit sehn-süchtigen Blicken um den Tisch herum. Die Hausmutter aber legte einen siebenten Löffel und einen Brotlaib vor Winfried hin und bemerkte kurz: „So, das ist für dich.“

Der Villpeder stellte sich in Positur und begann unter allgemeinem Schweigen das Tischgebet. Winfried benützte diese Zeit, um mit kritischem Auge den milchweißen Inhalt der Pfanne zu prüfen. Das war ja Mus, echtes Bauernmus, und da die Milch in dieser Alpengegend ohne Zweifel vorzüglich war, so mußte dieser Brei zum wenigsten genießbar sein. Zudem war der arme Winfried hungrig, so recht herzlich hungrig, wie er es seit seiner Knabenzeit nicht mehr gewesen. Als aber

alle Platz genommen hatten und sich ein Löffel nach dem andern in die Pfanne senkte, um gleich darauf seinen Weg in einen weit geöffneten Mund zu nehmen, da empfand er doch ein gewisses Widerstreben, diesem Beispiel zu folgen.

„Thust nicht essen, junger Herr?“ fragte der Villpeder teilnahmsvoll.

Ländlich, sittlich! dachte Winfried, und fuhr mit seinem Löffel in die Muspfanne. Dabei nahm er sich vor, das „Marterle“ so rasch als möglich zu leisten, denn der Aufenthalt auf dem Villpeder-Hofe schien ihm nichts weniger als reizvoll.

Nach dem Essen wieder lautes Gebet. Winfried beobachtete dabei eine anständige Neutralität. Die Mehrzahl der Tischgenossen gab sich damit zufrieden, aber Liesele, der es ohne Zweifel auffiel, einen Erwachsenen zu sehen, der noch kein Kreuzzeichen machen konnte, liefs sich mit der „Dirn“ in ein schelmisches Geflüster ein. Das zog ihr ohne Verzug von seiten der Villpederin einen tüchtigen Puff zu, der von der strengen Frage: „Wirst beten?“ begleitet war.

„Die Alte ist wehrhaft,“ dachte Winfried.
„Wenn nur ich ohne Züchtigung durchkomme!“

Nach dem Essen entfernte sich der jüngere Knecht, und gleich darauf erklang abermals das Glöcklein der Kapelle.

„Ist das wieder Betläuten?“ fragte Winfried, der auf alles gefasst war.

Diesmal platzte Liesele in helles Gelächter aus, und die Dirn benahm sich nicht manierlicher. Selbst der große Knecht fand ein Schmunzeln nicht unter seiner Würde; nur die Villpederin blieb ernst, und über des Villpeders Gesicht glitt ein Schatten. Vielleicht merkte er, daß er mit seinem Gaste kein Glück bei den Hausgenossen gemacht habe, vielleicht begann er selbst an der Rechtgläubigkeit seines neuen Freundes zu zweifeln.

„Betläuten thu’ alleweil ich,“ erklärte er dem unwissenden Fragesteller; „aber Rosenkranzläuten lass’ ich den Hiesl: es thut ihn so viel freuen.“

Während die andern zur Kapelle gingen, blieb der Villpeder einen Augenblick zurück, faßte Winfrieds Arm und sagte in

einem Tone, der fast wehmütig klang: „Du wirst keinen Rosenkranz beten? Gelt, junges Herrl?“

„Ich bin müde,“ entgegnete Winfried ausweichend.

Er war indessen nicht so müde, wie er vorgab, und sobald er die andern in der Kapelle wufste, trieb es ihn hinaus in den schönen Maienabend. Von fernher drang das sanfte Gemurmel der betenden Stimmen und vermischte sich mit dem Säuseln des Abendwindes in den Fichten und mit dem leisen Plätschern des Bergquelles, der durch die mit Blumen überwucherte Holzrinne seinen Weg zum Brunnlein nahm. Drunten im Thale lagerte schon die Nacht, aber hier oben auf den luftigen Höhen, die sich gegen Westen neigten, erglüheten noch Gras und Blumen, Bäume und Felsen im matten Purpurscheine der scheidenden Sonne. Dem Künstler war es nun schon wieder wohler ums Herz. Mit wahrem Touristenstolz pflückte er von einem Alpenrosenstrauch ein Zweiglein ab, steckte es auf den Hut und fühlte sich fast versucht, einen Jucheschrei auszustoßen. Dann schlen-

derte er umher auf den Bergwiesen, die tiefblauer Enzian und goldgelbe Arnica schmückten und schwarzer Nadelwald einsäumte. Ueber ihm lachte der wolkenlose Himmel, unter ihm lag das dämmerige Thal, und über dem tiefen Einschnitte des Lasanknbaches zeigten sich die fernen Berge am rechten Eisakufer.

Doch als die Glut des Sonnenunterganges verglommen war, da sank augenblicklich tiefes Dunkel auf die Höhen, und der scharfe Nachtwind mahnte zur Heimkehr. Als Winfried zum Wohnhause zurückkam, schimmerte bereits Licht aus den Fenstern im Erdgeschosse. Er trat in die Stube, wo er alle Hausgenossen versammelt fand; nur das Liesele hatte man bereits zu Bett geschickt. Der Bauer und Kassel, der große Knecht, rauchten ihre Pfeife beim Ofen, denn die Ofenbank ist die Gemütlichkeit des „Bergers“ selbst im Sommer, und vielleicht war es noch nicht so lange her, seit hier das letzte Holzscheit gelodert hatte. Die Bäuerin und die Dirn nahmen mit ihren Spinnrädern die Mitte der Stube ein, und am Tische saß Hiesel,

der beim Scheine eines Talglichtes einen Holzklotz mit seinem Messer bearbeitete; denn er war ein Grödnert und infolgedessen ein geborener Schnitzkünstler.

„Ist grad' recht, dafs du kommst,“ bemerkte der Villpeder, Winfried begrüßend; „jetzt können wir alles miteinander abdiscurieren, wenn du nicht etwa lieber schlafen gehst.“

„Was fällt Euch ein! Es ist ja erst acht Uhr!“ rief Winfried lachend.

„Nachher nimm dir einen Stuhl und hock dich her,“ lud ihn die Bäuerin ein. „Vater,“ wandte sie sich dann an ihren Mann — sie nannte ihn bald „Vater“ und bald „Nähn“, je nachdem es sich um die verstorbenen Söhne oder um das Liesele handelte — „Vater, jetzt red' einmal du und sag', wie du's meinst.“

„Ja siehst, grad ein ganz gewöhnlich's Bildstöckl thun wir nicht setzen,“ sagte der Villpeder zum Maler. „Ein größeres Bild sollt's sein, und ein schönes — der Anderle hat's wohl verdient! Und so viel vermögen wir schon, dafs wir auch ein ordentlich's Dach drüber machen.“

„Wegen dem Dach reden wir jetzt nicht,“ unterbrach ihn sein Weib, „grad wegen dem Bild müssen wir’s abdiscurieren, eh’ er malen anhebt.“

„Ich mein’ halt, du malst’s, wie man die Marterlengewöhnlich malt,“ erklärte der Bauer.

„Ja, ja,“ ergänzte Kassel, „den Bach malst halt und den Anderle drinnen und drober die Muttergottes im Gewölk.“

„Und den Schutzengel auch,“ bat die Dirn.

„Und von der Muttergottes muß ein Lichtstrahl in den Bach hinuntergeh’n,“ meinte Hiesl.

„Und die Mariahilf muß es sein,“ schloß der Villpeder.

Winfried war dem Gespräche aufmerksam gefolgt. Nach seiner ersten Unterredung mit dem Villpeder hatte er sich kindisch darauf gefreut, etwas recht Drolliges zu malen, eine wahre Karikatur. Aber diese Idee war verfliegen seit der Villpeder ihm in seiner einfachen Weise die Geschichte seiner beiden Söhne erzählt hatte, und er wünschte nun etwas zu schaffen, was zugleich den Geschmack dieser Bergbewohner befriedigen und den seinen

nicht verletzen sollte, eine liebliche und naive Darstellung der traurigen Geschichte mit dem schönen Hintergrunde der Gebirgslandschaft. Den Hintergrund hatte er ja eigentlich schon: fand doch der Villpeder selbst eine hinlängliche Aehnlichkeit zwischen der überhängenden Föhre am Schaldererbache und jener, an deren Fufse Anderle gefunden worden war. Winfried erhob sich siegesgewiß und holte aus seinem Koffer, den er einstweilen unter der langen Bank in der Stube verwahrt hatte, die hübsche Farbenskizze hervor; dann das Talglicht ergreifend, ohne Rücksicht auf Hiesl's künstlerische Thätigkeit, hielt er sein Landschaftsbildchen der Villpederin vor die Augen.

„Seht ihr, so werd' ich euch den Bach malen,“ sagte er, „und den Anderle und die Muttergottes mal' ich eben noch dazu.“

Die geschäftigen Finger der Alten unterbrachen ihre Thätigkeit und hielten regungslos den Faden fest, den sie gebildet hatten. Doch warf sie nur einen flüchtigen Blick auf das Bildchen, wandte den Kopf zur Seite und bemerkte kurz: „Nein, das paßt mir alles gar nicht!“

„Nun denn, Bäuerin, wie wollt Ihr es haben?“ fragte Winfried, seine Skizze wieder in Verwahrung nehmend.

„Wie ich's haben will, weiß ich schon, aber ob du's imstande bist, weiß ich nicht,“ entgegnete sie. Zugleich begann sie mit verdoppeltem Eifer das Spinnrad zu drehen, als müsse sie die versäumten Augenblicke einbringen.

„Nun, laßt immerhin hören,“ bat der Künstler lächelnd. Doch ohne ihn weiter zu beachten, wandte sich die Villpederin wieder ihrem Gatten zu.

„Die Hauptsache, Vater, ist, dafs gebetet wird, und dafs recht viel gebetet wird. Der Anderle, will's Gott, braucht kein Gebet; aber der Michel braucht's g'nötig, und wenn die Leut' das Marterle anschauen, und es ist so aufgemalt, wie ihr alle meint, nachdem schauen sie halt den Bach an und den Förchenbaum, und beten thut keiner etwas. Aber wenn wir's machen thäten, wie ich mein' und ein Kniebankl davor aufstellen, nachdem thät' oft ein Rosenkranz gebetet

werden, und das käm' auch der Seel' vom Michel zugut, weil's in der Inschrift heisst: Betet für die Seelen der beiden Brüder . . . Aubeth," befahl sie der Magd, „bring' mir den Cochem her, das Leben Jesu, da liegt der Zettel drinnen, den mir der Herr Johann Paul zusammengeschrieben hat.“

Aubeth brachte das Buch; die Alte nahm ein Stück Papier heraus und reichte es dem Mädchen mit der Weisung, laut vorzulesen. Aubeth las: „An dieser Stelle wurde die Leiche des unschuldigen Jünglings Andreas Oberkalmsteiner, Villpedersohnes zu Lüssen, im Bache gefunden. Er war nach einem heftigen Ungewitter ausgezogen, um seinem sterbenden Bruder Michael die Tröstungen der heiligen Religion zu verschaffen, und wurde auf dem Wege von einer Erdmure verschüttet am 17. August 1882. Betet für die Seelen der beiden Brüder.“

„So: was ich mein', wist's," bemerkte die Bäuerin, „und jetzt können wir schlafen gehen.“

Winfried hätte zwar einwenden können, daß er nicht im mindesten wisse, was die Alte meine, allein er hatte zur Genüge erkannt,

daß sie sich vor ihm nicht äußern wolle. Ueberhaupt glaubte er zu bemerken, daß seine Anwesenheit ihr zuwider sei. Angenehm war diese Lage nicht. Von der Frau des Hauses als ungebetener Gast behandelt zu werden, ist immer peinlich, ob man es nun mit einer Dame oder mit einer Bäuerin zu thun hat. Winfried war auch völlig entschlossen, dieser schiefen Stellung ein rasches Ende zu machen und gleich am nächsten Morgen mit Hinterlassung einer entsprechenden Remuneration der ungastlichen Hausfrau den Rücken zu kehren.

„Aubeth, thu' dem jungen Herrn leuchten,“ befahl der Villpeder.

Winfried bemerkte zwar nicht den strafenden Blick, den die Villpederin ihrem Manne zuwarf, wohl aber hörte er ihre eindringliche Warnung an das Mädchen, sie solle sich ja nicht aufhalten. Das reizte seinen Widerspruch, und er beschloß, mit der Dirne ein Gespräch anzuknüpfen. Aubeth geleitete den Gast über eine schmale hölzerne Treppe in ein winziges Kämmerlein, das bei aller Einfachheit einen angenehmen, wohnlichen Eindruck machte.

Das Linnen auf dem Bette war grob, aber frisch und rein, der Fußboden schien eben erst gescheuert, und auf den weiß getünchten Wänden waren bunte Bilder in regelmässigen Zwischenräumen angebracht.

„Da habt ihr's ja recht schön,“ bemerkte Winfried in seiner gutmütigen Weise.

„Ja, die Bäuerin wollt' mir schon helfen, wenn nicht alles sauber wär,“ versetzte das Mädchen nicht ohne Selbstgefühl. Dann fuhr sie fort: „In der Kammer ist freilich niemand mehr gelegen: es ist dem Anderle seine Kammer. Die Tafeln (Bilder) hat alle noch er aufgenagelt: schöne Tafeln sind seine ganze Freude gewesen, und auf Ordnung und Sauberkeit hat er gehalten ganz wie die Mutter.“

„Ihr habt ihn wohl alle recht lieb gehabt, den Anderle?“

„Freilich wohl; er ist ein guter Bub' gewesen. So weit hat die Bäuerin schon recht, wenn sie sagt: Der Michel braucht das Gebet g'nötiger.“

„Kannst du mir vielleicht Aufschluß geben, was die Villpederin mit dem Marterle eigentlich vorhat?“ forschte der Maler.

„Ja, das ist so,“ versetzte Aubeth. „Der Bauer und wir alle möchten schon auch die Mariahilf, weil der Anderle sie so viel verehrt hat, aber drunter möchten wir halt auch noch den Anderle und den Bach, damit die Leute gleich sehen, wie's gewesen ist. Und die Bäuerin will halt nur die Mariahilf allein, damit die Leute lieber beten. Was meinst denn jetzt du?“

„Ich müßte vor allem das Bild sehen das ihr »Mariahilf« nennt.“

„Ja, das wirst doch kennen?“

„Wie sollte ich es denn kennen? Ich war ja noch nicht in eurer Kapelle drüben.“

„Das versteh' ich wohl, aber ich mein' halt nur: die Mariahilf sieht man ja überall.“

„Bei uns in Bayern ist dieses Gnadenbild unbekannt,“ bemerkte Winfried ausweichend.

„Ah so, ihr habt's die Altöttingerin! Die kenn' ich schon auch, es ist eine schwarze. Aber daß du die Mariahilf nicht kennst, thut mich doch wundern . . .“

„Aubeth, kommst oder kommst nit?“ tönte von unten die schrille Stimme der Alten.

Die Gerufene stürmte zur Kammer hinaus, ohne dem Gast auch nur ein „Behüt Gott“ zuzurufen.

Holla! Die Alte versteht sich auf's Kommando wie ein Korporal, dachte Winfried. Mir scheint fast, sie fürchtet für die Tugend ihres vierschrotigen Dirnleins!

Er hatte gute Lust, seine Kammerthüre ein wenig zu öffnen und ein Stück von der Predigt anzuhören, die der geschwätzigen Aubeth zu teil wurde. Allein es widerstrebte ihm, den Horcher zu spielen. Recht lange mochte indessen die Strafpredigt doch nicht gedauert haben, denn bald vernahm er in der Stube gerade unter seiner Kammer die Stimmen des Villpeder und der Villpederin, die das leichte Bretterwerk des Fußbodens zu seinen Ohren gelangen liefs. Die alte Bäuerin wufste ohne Zweifel, daß die Mauern und Bretter ihrer Behausung leicht zu Verrätern werden konnten, denn sie dämpfte ihre sonst laute Stimme in einer Weise, die Winfried auffiel: kein Wort der Alten, die lang und eindringlich redete, gelangte bis zu ihm. Nur von Zeit zu Zeit hörte er die

klangvolle Stimme des Villpeder, der gegen irgend welche Behauptung seiner Gattin einen unterwürfigen Einspruch erhob. Schliesslich behielt aber doch sie das letzte Wort.

Dann beteten die Alten mit lauter Stimme ihr Nachtgebet oder vielmehr eine lange Reihe von Gebeten und zum Schlusse eine Menge Vaterunser: eines zum heiligen Florian, eines für den heiligen Vater, eines für den Michel, eines für alle armen Seelen und so fort.

Schließlich wurden sie auch damit fertig. „Gelobt sei Jesus Christus!“ sagte die Villpederin; der Villpeder antwortete: „In Ewigkeit. Amen,“ und nachher rührte sich im ganzen Hause kein Mäuschen mehr.

Als Winfried am Morgen erwachte, schien schon wieder die helle Sonne zum Fenster herein, und vielleicht hatte sie schon lange geschienen, ohne daß es ihr gelungen war, ihn zu wecken. Die gute Sonne war es längst gewöhnt, diesen Siebenschläfer im Bette zu finden, doch für diesmal durfte sie ihn wohl entschuldigen, denn sie hatte ihm während seines gestrigen Marsches tüchtig zugesetzt.

Hastig sprang Winfried auf und besann sich, wo er sei.

„Ach was, es ist doch eigentlich zu dumm!“ brummte er. „Heute geht's wieder bergab, und die ganze Geschichte ist fertig.“

Er kleidete sich an und packte seine Sachen zusammen; dann steckte er seinen Kopf zum Fenster hinaus. Da lag vor ihm die sommergrüne Gebirgswelt; die zarten Lärchbäume, deren Gruppen hier und dort die abschüssige Fläche der Bergwiese unterbrachen, wiegen sich leicht in der frischen Morgenluft, und zwischen den waldigen Vorsprüngen des Gebirges funkelte drunten in der Tiefe der milchweisse Bach. „Ja, wenn man so was alle Morgen sehen könnte!“ dachte Winfried.

Trotzdem stand sein Entschluß fest. Die Villpederin war nun einmal zu unausstehlich! Ein paar blanke Guldenstücke als Reugeld und Zeche hinterließ Winfried auf dem Fenstergesims seines Kämmerleins, dann ergriff er sein Handgepäck und schlich leise die Treppe hinab.

Schon war er glücklich bis ins Erdgeschoß gelangt, ohne daß sich jemand seiner heimlichen

Flucht widersetzt hätte. Die Thüre zur Küche stand offen, und auf dem Herde loderte ein lustiges Feuer. Darüber hing an einem eisernen Haken ein großer Kessel. Am Herde stand die alte Bäuerin; sonst schien keine menschliche Seele im Hause zu sein. Schon wollte der junge Mann ungesehen durch die Hausthüre entweichen, als ihn die Villpederin erspähte.

„Kommst endlich?“ rief sie in einem Tone, der nicht besonders freundlich klang. „Ich hab’ meiner Seel’ schon gemeint, es hat dich der Schlag getroffen.“

„Das eben nicht,“ entgegnete Winfried, „doch will ich gern gesteh’n, daß ich gestern Abend etwas ermüdet war. Ich bin eben kein Tourist von Profession. Aber wo ist Euer Mann, Bäuerin?“

„Ja mein! Da hättest müssen ein bisschen früher aufsteh’n! Der ist nach dem Betläuten mit dem Kessel in den Wald hinauf.“

„Das thut mir leid. Sagt ihm meine besten Grüsse und daß ich mich nicht entschließen kann, seinen Wunsch zu erfüllen. Ihr werdet ja leicht einen Maler finden, der mehr nach eurem Sinne ist.“

„Ja, was ist denn mit dir?“ fragte die Alte verwundert. „Geh'n willst? Und noch dazu nüchtern? Bist ganz närrisch? Gleich setz' st dich her und gibst einen Frieden! Zum Frühstück ist's zu spät, aber ein Halbmittag bring' ich dir! Untersteh' dich, wegzugeh'n!“

Es klang echt mütterliche Herzlichkeit aus dem rauhen Tone dieser Worte, und Winfrieds hungeriger Magen gab der Villpederin recht.

Diese erschien alsbald mit einem großen Stück Schwarzbrot und einer Schnitte rosenfarbenen Specks, legte beides vor Winfried hin und ermahnte ihn, zuzugreifen.

Dann kehrte sie zum Herde zurück. Nachdem Winfried gegessen hatte, sagte sie, ohne ihn anzusehen: „Jetzt möcht' ich grad wissen, warum du hast geh'n wollen! Hat dich der Bauer mit etwas erzürnt?“

Sie schien sich ihres eigenen schroffen Wesens nicht im mindesten bewußt.

„Nein,“ antwortete Winfried, „ich bin Eurem Manne von Herzen gut und möchte ihn gern zufriedenstellen, weil ich ihm nun schon einmal mein Wort gegeben habe.

Allein, ich sehe, es wird nicht angeh'n; denn Ihr, Bäuerin, habt es Euch nun einmal in den Kopf gesetzt, ich sei nicht imstande, Euer Marienbild abzukonterfeien. Ich würde es Euch also doch nicht recht machen.“

Es entstand eine Pause. Die Alte beeilte sich nicht, ihm zu widersprechen. Nach kurzer Ueberlegung sagte sie: „Du, Herr, ich möcht' dich etwas fragen. Ist's wahr, daß du auf dem Weg zum heiligen Vater gewesen bist?“

„Zum heiligen Vater? Nein, das gerade nicht.“

„Jetzt schau, was sich der Jennewein nicht alles einbildet! Ich hab' mir's schon gleich gedacht: so einer wie du . . .“

„Nach Rom wollt' ich geh'n, das ist wahr,“ sagte der Künstler. „Ein Unfall auf der Bahn hat mich aber aufgehalten, und dann kam die freundliche Einladung Eures Mannes. Ich kenne Tirol nur wenig, und freute mich, in eines seiner Thäler einzudringen und mit echten, unverfälschten Kindern der Berge in Berührung zu kommen, mit dem Volke Defreggers, mit Leuten, die keine Salon-Tiroler sind.“

Die Bäuerin schien seine Worte nicht ganz zu verstehen; sie legte Holz ans Feuer und schwieg.

„Hätte ich den Villpeder nicht kennen gelernt,“ fuhr Winfried fort, „so wäre ich jetzt allerdings in Rom, aber — ich will mich nicht besser machen, als ich bin — eine Wallfahrt lag eigentlich nicht in meinen Plänen, und ob ich den heiligen Vater gesehen hätte, weiß ich auch nicht. Was ich sehen wollte, das sind die Kunstschatze der ewigen Stadt, die Ruinen, der südliche Himmel. Ich bin schon des öftern in Rom gewesen, aber den Papst — so sehr ich auch diesen vielgeprüften Greis verehere — den Papst hab’ ich noch nie gesehen.“

„Es wird dir halt nichts darum gewesen sein,“ versetzte die Alte halblaut.

„Aufrichtig gesagt: nein! Ich hätte nicht gewußt, was ich ihm sagen sollte.“

Winfried hatte die volle Wahrheit gesprochen, aber nicht ohne Absicht. Er hoffte, die Alte in Harnisch zu bringen, und auf diese Weise seinen Abschied zu erhalten. Scharf beobachtete er die Wirkung seiner Worte. Doch das Gesicht der Villpederin, obwohl

vom Herdfeuer grell beleuchtet, hatte jetzt einen sanften, fast wehmütigen Ausdruck.

Plötzlich entrang sich ein Seufzer ihrer Brust. „Du bist wohl ein armer Häuter!“ murmelte sie.

Der junge Mann trat zu ihr. „Nehmt es Euch nicht zu Herzen, Mutter,“ sagte er mit einem Anflug von Spott; „der liebe Gott hat mancherlei Kostgänger, und alle Leute können nicht so fromm und unschuldig sein wie Euer Anderle.“

Sie kehrte sich ihm zu; in ihren Augen schimmerten Thränen. „Der Anderle hat ein ganzes Herz gehabt und einen halben Verstand — bei dir ist's grad umgekehrt. Dafs du ein gutes Talent hast, will ich dir gern glauben; aber — das darfst mir nicht verargen — eine Muttergottes bringst du weiter nicht zuweg!“

Winfried lächelte. „Villpederin,“ sagte er, indem er sich bemühte, seine Worte der Fassungskraft der Bäuerin anzupassen, „ich habe in meinem Leben schon viele schöne Muttergottes-Bilder gesehen, aber das kann ich Euch versichern: die Maler, die sie ge-

malt haben, sind nicht immer Engel gewesen, es waren mitunter recht grofse Sünder.“

„Ist schon möglich. Ich sag' nicht, dafs nicht auch ein Sünder eine Muttergottes malen oder schnitzen kann; aber ein bisschen eine Lieb im Herzen sollt' halt doch sein.“

Der Widerspruch der Alten reizte den Künstler. War er kurz vorher noch entschlossen gewesen, vor ihren unfreundlichen Blicken das Hasenpanier zu ergreifen, so fühlte er jetzt mehr Mut und beschlofs, zu bleiben und Wort zu halten. Es war ihm etwas eingefallen, wodurch er hoffte, sowohl den Villpeder als die Villpederin zu befriedigen. Er wollte die Madonna in etwa halber Lebensgröfse malen, und am Fufse des Bildes sollte nach Art einer Predella die Katastrophe mit dem armen Anderle abgebildet werden. Das Marienbild in der Kapelle konnte natürlich nur eine Stümperarbeit sein; er würde eben nur so viel davon beibehalten, als notwendig wäre, um die Villpederleute zu befriedigen; es war eine neue und interessante Aufgabe, eine Stümperei zu einem Meisterwerke umzugestalten. Denn ein kleines Meisterwerk

sollte es werden, das „Marterle“, das schuldete er sich selbst und seinem Namen. Und wer konnte sagen, ob nicht einst kunstliebende Touristen zum Kapellchen am Lasankenbache pilgern würden, um die Gewandtheit seines Pinsels und zugleich die liebenswürdige Einfachheit seines Charakters zu bewundern? Die Situation war neu für einen Künstler von seiner Bedeutung, und wenngleich das Publikum, für das er zunächst malte, nicht aus Kunstverständigen zusammengesetzt war, so wollte er doch sein Bestes thun: er glaubte an die Macht der Kunst auch über Ungebildete, und er vertraute auf seine eigene schöpferische Kraft.

„Gebt mir den Schlüssel zur Kapelle, Villpederin,“ sagte er, „und dann laßt mir Zeit, und Ihr sollt zufrieden sein.“

